Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 6

Artikel: Durchs Sperrfeuer

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633979

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lieber riß es sich im Gestrüpp die Füße wund, um vorn zu dritt gehen zu können, als daß es, ohne jemanden im Rücken zu haben, auf dem weichen Sand des Weges gegangen wäre. Es war höchst abenteuerlich, mit dem schußbereiten Revolver in der Hand durch die feierliche Nacht zu ziehen und von Zeit zu Zeit mit der Taschenlampe und dem tastenden Finger den Weg zu suchen. Bis kurz vor Jericho ereignete sich gar nichts. Da plötzlich erhob sich rechts von uns Hundegebell. Ein furchtbares Geheul und Gestampf von Pferdehufen näherte sich uns in rasender Schnelle. „Jetzt kommt's!" dachten wir, und hatten nur den einen Wunsch: in der pechrabenschwarzen Nacht wenigstens etwas zu sehen, auf das man hätte schießen können. Aber es war und blieb nichts zu sehen. Daß die Lärmmacher auch uns nicht sehen konnten, wenn wir sie nicht sahen, daran dachten wir nicht. Der Lärm verstummte und unbehelligt zogen wir einem Lichte zu, das uns schon von weitem geblendet hatte. Es war die Lampe des Hotels.

Dort erfuhren wir denn auch, daß unser Beduinchen sich nicht grundlos geängstigt hatte. Wegen nichts und wieder nichts, wegen einer Wolldecke oder noch weniger, soll ein Beduine den andern umbringen. Europäer aber hätten nichts zu befürchten. Die Angst vor der Einmischung der Konsulate und der nachfolgenden Bestrafung sei zu groß. Der Lärm aber konnte von Hirten herrühren, die mit ihren Hunden wilde Tiere verscheuchten. Erst kürzlich war in jener Gegend ein Panther geschossen worden.

Die hochhängende Lampe bereitete uns noch einen gesegneten Tagesschluß. Es war ein Petrolgaslicht von der Helligkeit einer starken Bogenlanpe. Wer gelegentlich mit Schmetterlingsnetz und Kisten und Kasten auszieht, wird ermessen können, was das heißt, bei windstiller Nacht im tiefen, heißen Jordangraben: eine „Bogenlampe". Das schönste Stück, eine prachtvolle Gespensterheuschrecke, fing der Benjamin. Er hat es aber brav der Schulsammlung geschenkt.

Dr. Max Oettli, Glarisegg.

Durchs Sperrfeuer*).

Es war im zweiten oder dritten Kriegsjahr. In einem Schützengraben der Westfront liegen die Soldaten des Korporals Bertrand und warten auf das Zeichen zum Angriff. Sie haben schon schlimme Dinge erlebt in Regen, Nacht und Kot und im Granatfeuer; aber das Schlimmste steht ihnen jetzt bevor. Sie wissen es und die Erwartung füllt sie bis zum Halse mit Bangen, während sie scheinbar kaltblütig mit Karten spielen.

— He, Achtung! sagt plötzlich Paradis. Sie rufen was im Schützengraben. Habt ihr nichts gehört? War's nicht „Alarm", das einer gerufen hat?

— Alarm! Bist wohl verrückt?

Kaum sind diese Worte gefallen, da bückt sich ein Schatten in den Eingang unseres Erdloches und schreit:

— Alarm! Die 22.! Zu den Waffen!

Darauf tiefes Schweigen. Dann einige Ausrufe.

— Hab's doch gesagt, knurrt Paradis durch die Zähne und kriecht auf den Knien nach dem Ausgangsloch der Maulwurfshöhle, in der wir kauern.

Dann sagt keiner ein Wort mehr. Alles ist stumm geworden. In der Eile richtet man sich halb auf. Man hastet, gebückt oder kniend; der Leibgurt wird angeschnallt, und die Arme werfen ihre Schatten nach allen Seiten. Man stopft Zeug in die Taschen, drängt und drückt sich hinaus und zieht am Riemen die Tornister, die Decken und die Brotsäcke nach.

Draußen betäubt einen der Lärm. Der Radau des Gewehrfeuers ist hundertfach angeschwollen und dröhnt uns von rechts, von links, von allen Seiten entgegen. Unsere Batterien donnern ohne Unterbruch.

— Glaubst du sie greifen an? wagt sich eine Stimme heraus.

— Kann ich's denn wissen! antwortet kurz und mürrisch eine andere Stimme.

Die Kiefer liegen aufeinander gepreßt und man schluckt seine Eindrücke hinunter. Man beeilt sich, drängt, rempelt sich gegenseitig und flucht unverständliches Zeug.

Ein Befehl läuft durch den Graben:

— Säcke auf!

— Nein, Gegenbefehl . . . , schreit ein Offizier, der mit Riesenschritten durch den Graben läuft und sich mit den Ellenbogen freie Bahn macht.

Was er sonst noch sagt, verhallt mit ihm.

Gegenbefehl! Offensichtlicher Schrecken packt die Reihen; ein Schlag aufs Herz haut alle Köpfe hoch, läßt jeden in außergewöhnlicher Erwartung erstarren.

Und doch: der Gegenbefehl geht nur die Tornister an: keine Tornister; nur die Decke umschnallen und 's Werkzeug am Gurt.

Jetzt werden die Decken abgeschnallt; man reißt sie vom Tornister ab und rollt sie. Dabei fällt kein Wort; jeder blickt starr und hält den Mund wütend zugesperrt.

Die Korporale und Sergeanten gehen etwas fieberhaft nach rechts und links und drängen die gebückten Leute, die sich in stummer Hast beeilen.

— Vorwärts, fix mal, fix! Wollt ihr machen, daß ihr fertig werdet, ja oder nein!

Dann drängt sich eine Abteilung mit gekreuzten Beilen als Abzeichen auf dem Aermel hastig durch und haut Löcher in die Grabenwand. Man schielt sie von der Seite an, während man sich fertig macht.

— Was machen die?

— Zum rauffsteigen.

Jetzt ist man fertig. Die Leute treten schweigend an, die Decken um die Brust, das Sturmband am Kinn und stützen sich auf die Gewehre. Ich betrachte ihre bleichen und tiefen Gesichter, die sich krampfhaft zusammenziehn.

Es sind keine Soldaten, es sind Menschen. Es sind keine Abenteurer, keine Krieger, die zur Menschenschlächterei als Schlächter oder Schlachtvieh geboren sind. Es sind Ackersleute und Arbeiter, die man unter den Uniformen erkennt. Es sind entwurzelte Bürgersleute. Nun stehn sie bereit und warten auf das Zeichen des Todes und des Mordens; aber, wenn man durch die senkrechten Blitze der Bajonette ihre Gesichter betrachtet, sieht man, daß es einfach Menschen sind.

Jeder von ihnen weiß, daß er seinen Kopf, seine Brust, seinen Bauch, seinen ganzen Leib den im voraus auf ihn gerichteten Gewehren, den Geschossen, den angehäuften und wartenden Granaten nackt entgegenträgt, und vor allem der berechnenden und fast unfehlbaren Mitrailleuse — überhaupt all dem, was dort in fürchterlichem Schweigen auf ihn wartet, bevor er die andern Soldaten auffinden wird, die dann getötet werden müssen. Sie pfeifen nicht auf ihr Leben wie Banditen, und die Wut macht sie nicht blind wie die Wilden. Trotz der Propaganda, die sie bearbeitet, sind sie nicht kampfeslustig. Sie sind erhaben über jede Leidenschaft des Instinktes. Sie sind nicht betrunken, weder physisch noch moralisch. Im ganzen Bewußtsein ihres Handelns und in voller Gesundheit stauen sie sich hier an, um sich noch einmal in jene wahnsinnige Rolle zu stürzen, die ihnen die Menschheit auferlegt hat. Und man liest die Träume, die Angst und die Gedanken des Abschiedes aus ihrem Schweigen, ihrer Regungslosigkeit, aus der ruhigen Maske heraus, die sich ihren Gesichtern mit übermenschlicher Kraft aufzwingt. Es sind nicht die Helden, wie man sie sich vorstellt; aber das Opfer, das sie bringen, ist so groß, daß es diejenigen, die es nicht gesehen haben, nie werden verstehn können.

*) Aus dem Kapitel „Das Feuer" in dem berühmten gleichnamigen Buche von Henri Barbusse, übersetzt von Leo von Meyenburg. Verlag Rascher & Cie., Zürich. Mit Bewilligung des Verlages abgedruckt.

Sie warten; das Warten dauert lange, dauert ewig. Von Zeit zu Zeit zuckt einer in der Reihe ein wenig zusammen, wenn eine Kugel von drüben her die Böschung, die uns schützt, bestreift und in das schlaffe Fleisch der hintern Grabenwand fährt.

Das Ende des Tages gießt ein großartiges Licht über diese starke und vollzählige Masse von Lebenden, von denen nur noch ein Teil heute Nacht am Leben sein wird. Es regnet immer — Regen fließt über alle meine Erinnerung an die Tragödien des großen Krieges. Der Abend bereitet sich vor, wie eine eisige, wogende Drohung; den Menschen wird er seine Falle stellen, seine große Falle, groß wie die Welt.

* * *

Neue Befehle werden von Mund zu Mund weiter gegeben. Man verteilt Handgranaten, die an Drahtringen hängen. „Jeder soll zwei Granaten nehmen!"

Jetzt geht der Kommandant vorbei. Er ist mäßig und ruhig in seinen Bewegungen, er steckt in Felduniform, geschniegelt, aber vereinfacht. Man hört, wie er sagt:

— Die Sache geht gut, die Deutschen reißen aus. Ihr werdet euch tapfer zeigen, was?

Neue Nachrichten fliegen an uns wie der Wind vorüber.

— Die Marokkaner der 21. Kompagnie stehn vor uns. Der Angriff ist auf unsrer Rechten schon im Gang.

Die Korporale werden zum Hauptmann befohlen. Dann kommen sie zurück, die Arme voll Eisenzeug. Bertrand betastet mich und hängt etwas an den Knopf meines Mantels. Es ist ein Küchenmesser.

— Ich hänge das an deinen Mantel, sagt er zu mir.

Dann schaut er mich an, geht weiter und sucht nach anderen.

— Mir eins! ruft Pépin.

— Nein, antwortet Bertrand. Es dürfen keine Freiwilligen hierzu gebraucht werden.

— Leck mich am A . . .! grunzt Pépin.

Dann wird weiter gewartet unter dem Regenhimmel, an den die Schüße hämmern; am Horizont hört man den fernen, ungeheuren Kanonendonner. Bertrand hat fertig ausgeteilt und kehrt zurück. Einige Soldaten sind abgesessen, andere gähnen.

Der Radfahrer Billette schlängelt sich an uns vorbei; er trägt auf seinem Arm den Kautschukmantel eines Offiziers; dabei wendet er offensichtlich den Blick von uns ab.

— Na, und du, kommst du nicht mit? schreit ihn Cocon an.

— Nein, antwortet der andere; ich bin bei der 17ten. Das 5. Bataillon greift nicht an!

— So, so! Immer fein raus, das 5. Bataillon. Das muß nie dran glauben wie wir!

Billette hat sich schon gedrückt und die Gesichter verziehen sich ein wenig und schauen ihm nach.

Jetzt kommt ein Soldat im Laufschritt auf Bertrand zu und sagt etwas zu ihm. Darauf wendete sich Bertrand zu uns:

— Los Kinder, wir sind dran.

Alle gehn sie miteinander los. Man stellt den Fuß auf die Stufen, die die Sappeure eingehauen haben, Ellenbogen an Ellenbogen, dann klettert man aus dem schützenden Graben heraus und steigt auf die Böschung.

Bertrand steht oben auf dem Abhang. Er mustert uns rasch mit einem umfassenden Blick, und als wir alle schon stehen, sagt er:

— Vorwärts los!

Die Stimmen klingen seltsam. Dieser Abmarsch ist sehr schnell und unvermutet vor sich gegangen wie in einem Traum. Man hört in der Luft keine einzige Kugel pfeifen. Mitten im maßlosen Brummen der Kanonen empfindet man sehr deutlich das außergewöhnliche Schweigen der Kugeln um uns herum . . .

Es geht das schlüpfrige und ungleiche Gelände mit automatischen Bewegungen hinab. Man bedient sich dabei des Gewehres, das ums Bajonett länger geworden ist. Der Blick bleibt unbewußt an einigen Einzelheiten des Abhanges haften und betrachtet die zerschossenen Erdklötze, die da herumliegen, die letzten einsamen Pfähle, die noch im Boden stecken und die Wracke in den Granatlöchern.

Ein ganz merkwürdiges Gefühl bemächtigt sich unser beim Gedanken, daß wir am hellen lichten Tag auf diesem Abhang stehn, wo die paar Ueberlebenden sich erinnern, nachts mit großer Vorsicht hinaufgeschlichen zu sein, auf dem Gelände, das die andern Kameraden nur schnell durch die Scharte beäugelt haben. Nein . . . Kein Gewehrfeuer gegen uns. Das Bataillon scheint auf der ganzen Breite unbemerkt aus dam Graben getreten zu sein! In dieser Stille aber liegt eine wachsende, immer wachsende Drohung; das bleiche Abendlicht blendet uns.

Auf dem ganzen Hügel wimmelt es jetzt von Soldaten, die mit uns den Abhang hinuntersteigen. Rechts zeichnet sich die Silhouette durch den Laufgraben 97, einen alten, zerfallenen, deutschen Graben.

Wir durchschreiten an den freien Stellen unsern Drahtverhau. Es wird immer noch nicht auf uns geschossen. Einige ungeschickte Läufer knicken über ihre Fehltritte ein und stehn wieder auf, dann geht's etwas schneller den Berg hinunter: unbewußt schlagen wir ein schnelleres Tempo an. Jetzt sausen ein paar Kugeln an uns vorbei. Bertrand ruft uns zu, wir sollen unsere Granaten bis zum letzten Augenblick aufbewahren.

Aber der Klang seiner Stimme verweht: Plötzlich schlagen vor uns auf der ganzen Breite düstre Flammen auf; dabei hämmert ein fürchterliches Krachen durch die Luft. Hintereinander fahren, von rechts nach links, Granaten aus dem Himmel und Sprengstoffe aus der Erde. Ein schauriger Vorhang trennt uns von der Welt, von der Vergangenheit und von der Zukunft. Man bleibt stehn, wie angewachsen, und es betäubt einen plötzlich von allen Seiten her eine Donnerwolke; dann peitscht eine gleichzeitige Anstrengung unsre ganze Schar wieder auf und treibt sie sehr schnell wieder vorwärts. Wir stolpern in der großen Rauchwolke und richten uns gegenseitig wieder auf. Dann sieht man hier und dort staubige Erdwirbel mit gellendem Krachen aufschlagen, nebeneinander oder verschlungen, in der Schlucht, in die wir hinabstürzen: Vulkane öffnen sich. Dann aber erkennt man die Stellen, wo die Entladungen einschlagen, nicht mehr. Ein so ungeheuerlich donnerndes Unwetter entfesselt sich, daß schon allein der Lärm jenes Donnerregens einen zermalmt und die großen Platzsterne, die sich in der Luft bilden. Man sieht und fühlt Sprengstücke am Kopf vorbeisausen; sie zischen wie glühendes Eisen, das ins Wasser fällt. Bei einem Gekrache laß' ich mein Gewehr aus den Händen fallen; so heiß war der Hauch jener Explosion, daß meine Hand davon brannte. Dann heb ich das Gewehr stolpernd wieder auf und gehe gesenkten Hauptes in diesem rotleuchtenden Gewitter und im schmetternden Lavaregen weiter, bespritzt von Staub und Ruß. Vom Gellen der vorüberfliegenden Splitter spürt man einen Ohrenschmerz und schreit dabei unwillkürlich auf. Es wird einem zum Winden schlecht vom Schwefelgeruch. Das Todeswehen drängt, stößt und erschüttert uns. Man springt, ohne zu wissen, wohin man tritt. Die Augen blinzeln, erblinden und laufen über. Plötzlich versperrt uns eine brennende Lawine den ganzen Weg, so daß wir vor uns nichts mehr sehn. (Forts. folgt.)

Neue Bücher.

Aus dem Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Leonhard Frank. „Der Mensch ist gut", broschiert Fr. 3.—.

Briefe eines Soldaten. Deutsche Ausgabe des «Lettre d'un soldat»; broschiert Fr. 3.—.

Romain Roland. „Beethoven", brosch. Fr. 2.50.

Alle drei aus der Sammlung Europäische Bücher.

Hans Trog. Erinnerungen an die Hodleraussstellung im Zürcher Kunsthaus, Sommer 1917. Mit 16 Tafeln auf Matt-Kunstdruckpapier. Geb. Fr. 3.—.

Dr. Paul Burkhardt. Huldreich Zwingli. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes. Schriften für Schweizer Art und Kunst. 74/77.